

Jahresfeier des Instituts Suchtprävention am 15. September 2004

Festvortrag des Schriftstellers Robert Menasse zum Thema
„Kunst und Sucht“

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wie muss eine Welt beschaffen sein, dass wir sie nüchtern zumindest ertragen und wäre eine solche Welt überhaupt wünschenswert? Das sind zwei Fragen, die ich in meinem Vortrag nicht beantworten werde. Wahrscheinlich nicht einmal, wenn ich wollte, beantworten könnte, die aber unzweifelhaft den Fluchtpunkt markieren, auf dem perspektivisch jede Auseinandersetzung mit Sucht in jedweder Form zuläuft, oder vor dem sie eben zurückweicht. Es genügt also, diese Fragen auszusprechen, nur damit sie da sind, um im Ermessen der Distanz beurteilen zu können, wie weit wir in unseren Bemühungen unser Leben zu machen vorangekommen sind. Ich soll hier über Kunst und Sucht sprechen und das ist, im Hinblick auf die eben gestellten Fragen nicht bloß ein besonderer Aspekt, sondern eine der notwendigen Voraussetzungen zur Diskussion des Themas ganz.

Kunst, das ist in Hinblick auf den angesprochenen Fluchtpunkt gleichsam die Reisetasche, in die alles hineingepackt ist, was sie alle für Ihren jeweiligen Trip benötigen: Etwas zum Wechseln, etwas zum Reinigen und auch die Gerätschaften, die Ihnen anzeigen können, dass Sie in Wahrheit überhaupt noch nicht vom Fleck gekommen sind. Denn Kunst ist, ohne jetzt alle möglichen Kunsttheorien referieren zu wollen, im Grunde und in ihrem zweideutigen Zugrundegehen, die Erschaffung einer Welt, in der sich das Ungenügend der unseren spiegelt. Sie zeigt, was immer sie zeigt, in jedem Falle auch, wie es zu einer bestimmten Zeit gemacht wurde – um mit einem berühmten Zitat von Balsac zu sprechen – also wie gelebt und gedacht wurde, worunter gelitten wurde, unter dem Firmament welcher Sehnsuchtsbilder, welche Formen des Wahnsinns als normal gelten konnten und welche Reaktionen darauf durch das Netz sozialer Kompatibilität durchrutschten, ins Nichts, ins Verderbnis, in langsamen oder schnellen Tod.

Die Kunst der vergangenen Jahrhunderte, die bis heute ihre Gültigkeit und ihre Geltung bewahrt hat, ist im Grunde genommen die Schande unserer Gegenwart - eben deshalb weil wir uns im Elend, das in immer neuen Formen darstellte, noch immer wieder erkennen können und noch immer wieder erkennen müssen. Es sind alte Echoschreie unserer Defizite, auch wenn sie inszeniert werden wie seraphinischer Jubel, in den Festspielen, in der tourismusrentablen Umwegkultur. Wie es gemacht wurde, hat Balsac gesagt, wie es gemacht wurde. Dieses ES markiert, was wir nicht ertragen. Die Tatsache, dass alles, was wir wollen, wie wir leben und denken, wie wir uns als Individuen überschätzen und zugleich zerstört sehen, all unsere Hoffnungen, all unsere Widerstände – kurz, dies, das Wichtigste, nämlich das Leben, sehen wir nur mit ES bezeichnet. Ein Pronomen, nicht einmal in unserem Namen, Neutrum aber nicht einmal sachlich. Mehr auf die Abgründe der Seele und ihren Zuchtmeister verweisend, nämlich das ES im Freud'schen Sinn, als

auf eine vernünftige soziale Grammatik, die in unserem Leben immer noch auf den Kopf gestellt ist. Ja unsere Lebensgrammatik ist auf den Kopf gestellt. Liebe z. B. ist immer noch ein intransitives Fürwort, frei ist ein Adjektiv ohne Eigenschaft, Glück ein von der Rechtschreibreform übersehenes Substantiv, dessen Umlaut man mit I schreiben müsste – Glick – um das maschinelle Einrasten unserer Bedürfnisse in den Bedürfnissen der Wirtschaft auszudrücken. Hauptwörter alleine werden zu Relativsätzen. Reform zum Beispiel, ein Begriff, der immer nur als ein Gestammel von Relativierungen angerufen wird, die nie versprechen können, dass am Ende, wenn endlich ein Zeitwort auftaucht, bei Zeiten irgendetwas besser geworden sein wird. Dies ist eben auch ein Grund dafür, dass jede wahre Reflexion über Kunst immer auch gleich eine Reflexion über das Leben ist und jede Reflexion über Kunst und Leben bald auch eine Reflexion über Sucht wird. Ich weiß nicht, wie sich Sucht korrekt etymologisch ableitet, aber für mich stecken zwei Bedeutungsfelder in diesem Begriff – nämlich die Seuche und das Suchen. Also einerseits das was uns krank macht, noch bevor wir überhaupt mit einer Sucht begonnen haben, und andererseits aber auch die Hoffnung Heilung zu finden oder die Erlösung, zumindest Techniken, die es uns ermöglichen, das Leben zu ertragen. Wodurch sich am Horizont schon wieder der Fluchtpunkt zeigt, von dem ich eingangs gesprochen habe.

So gesehen ist auch Kunst keine Heilung, sondern nur ein Krankheitssymptom, wie auch die Sucht bekanntlich keine Lösung ist, sondern Symptom dafür, dass wir sie suchen. Sie alle hier sind ja in gewissem Sinn Künstlerkollegen, nämlich zumindest Lebenskünstler, worunter ich durchaus im Sinn der Kunsttheorie verstehe, dass es Ihnen gelingt, Ihrem Leben eine Form zu geben, die es für andere rezipierbar macht und wieder erkennbar - eine Form, bei der es aber auch großer Interpretationsanstrengungen bedarf, um die Abgründe sichtbar zu machen, die unter dem schönen Schein verborgen sind, den Sie produzieren. Sie alle gestalten für sich ein Leben, das Sie nicht ernstlich führen wollen, das Sie aber in einer dialektischen Wolke doch glauben, unbedingt führen zu müssen – mit gerade zu tödlichem Ernst. Es genügt wahrlich, den Kunstanspruch, wenn Sie aus dem Material Ihres Lebens einen schönen Schein formen, an den Sie schließlich selbst glauben, so wie es jeder Künstler tut, der alles, was er ausdrücken will, nur fingiert, bis er es am Ende selbst wirklich empfindet. Nur wenn Sie alleine sind, Ihrer sozialen Aura enthoben, der Sphäre Ihrer Anerkennung entzogen, in den einsamen Niederungen Ihrer privaten Existenz, so luxuriös auch immer Sie ausgestattet sein mag, finden Sie sich plötzlich im kunstfreien Raum, nämlich dort, wo Ihre Lebenskunst noch nicht und nicht mehr Kunst ist, sondern bloß die Müllhalde, die das Material liefert, aus der Sie sofort wieder den schönen Schein zu produzieren versuchen.

Ein Mann mit geglücktem Leben zum Beispiel, geglückt etwa deshalb, weil er ein Mann mit öffentlicher Verantwortung wurde, Anerkennung, Wirksamkeit, ein Vorbildcharakter, ein Politiker zum Beispiel: Ein solcher Mann, der nach ich weiß nicht wie vielen Ehejahren seine Ehefrau nicht mehr begehrt, ist in der Normalitätsfalle - erst Recht wenn er in wiederkehrender Verzweiflung von Erlösung träumt, so simpel und zugleich unendlich kompliziert sie auch sein mag. Erlösungsfantasien sind immer beschämend primitiv und dabei unerträglich kompliziert und dann in der Praxis nur noch kompliziert. Jedenfalls Normalität: Kann dieser Mann, den wir jetzt als Beispiel nehmen, kann er sie leben, die Normalität? Hier sehen Sie schon, wie kompliziert, wie doppelbödig es sich verhält mit dem, was wir Normalität nennen. In dem Augenblick nämlich, da er sein geglücktes Ehe- und Familienleben - von dem wir aber wissen, dass es so geglückt nicht ist - in die

Auslage seiner repräsentativen Tätigkeit stellt, und das wird er tun, ist er eine Kunstfigur: Ein Fest für jeden, der sich für Kunst interessiert, aber ein Elend für jeden, der sich fragt, was der Mensch ist, zugleich aber auch schon ein Suchtcharakter, wenn er öfter und tatsächlich glücklicher das falsche Eheideal öffentlich ausstellt, als seine reale Ehe zu Hause zu ertragen.

Es ist die Sucht nach dem Schein, dass das Geheimnis des Workoholic ausmacht, es ist nur die Sucht nach dem Schein. Kein Mensch ist nämlich süchtig nach Arbeit. Am allerwenigsten dann, wenn die Arbeit zu keinem individuell befriedigenden und sozial vernünftigen Produkt führt. Da kann es nur noch um den Schein gehen und es geht auch nur noch darum. Je mehr eine Arbeit untergeordnet ist, desto weniger Illusionen vermag sie zu produzieren – das wissen wir alle, das ist auch ein Bestandteil des sozialen Skandals. Ein Arbeiter an der Maschine weiß was er tut, auch und erst recht, wenn erbärmlich ist, was er sonst zu wissen glaubt. Der Manager aber weiß nicht mehr, was er tut, nämlich was er objektiv tut und erst recht niederschmetternd wird, was er sonst zu wissen glaubt. Er glaubt, er macht und ist doch nur ein gemachter und schon sagt er es selbst, er will es sein, ein gemachter Mann. Gemeinsam aber produzieren sie einen Reichtum, der beide verelendet. Wie ungerecht auch immer bekanntlich der Reichtum verteilt wird, gemeinsam ist ihnen das Elende des „Funktionieren müssen“, das Elend des Konformismus, das Elend des Opportunismus, das subjektive Elend, das herausdampft aus diesem uneingestandenem Brennen ihres objektiven Elends. Die Angst, das Wenige zu verlieren, das es zum Überleben braucht oder die Angst etwas mehr zu verlieren, nämlich ein etwas privilegierter ausgestattetes Leben und einen etwas teurerer aufpolierten Schein, den Status, der einen unter Subalternen hervorhebt, die Anerkennung von Seiten der Mitläufer. Es ist die Angst, die sie gemeinsam haben, es ist die gemeinsame Angst, in der sich keine soziale Gerechtigkeit und leider auch keine ausgleichende soziale Ungerechtigkeit einstellen will. Wer diese Angst aber hat, also jeder, ich so sehr wie Sie, ist gefährdet, ist anfällig für alle möglichen Formen von Gift. Und das ist verheerenderweise das Einzige, das uns alle gleich macht.

Was ich Ihnen also in Erinnerung rufen will, ist nichts anderes, als das Giftige dessen, was wir Normalität nennen, den Suchtcharakter, den sie produziert. Und nicht zuletzt, dass eben dies eine Kunstwelt ist, aus der keiner flüchten müsste, der ein Bedürfnis nur danach hat, nach einer Kunstwelt. Es ist die Aporie der Kunst, dass sie auch nichts anderes anzubieten hat als eine Kunstwelt. Und diese Verdopplung wurde immer wieder mit Mimesis verwechselt, also mit der Kunst der Nachahmung, just dies ist aber keine Kunst, sondern das Verhängnis der Realität selbst. Jeder Ahmt den Nächsten nach, mittlerweile sogar den Fernsten, auf eine Weise, die bereits sogar dem Unglück einen Anschein des Lächerlichen gibt. Gibt es etwa in Linz keine andere Jugendkultur als eine solche, die sich teuer die Insignien der Jugendkultur kauft, die vor 20 Jahren in der Bronx entstanden sind? Das gehorcht nicht einmal mehr der Logik der Globalisierung, sondern nur noch der Logik des Elends, das so massiv ist, dass es jegliche Phantasie und selbst das Minimum einer je eigenen Kreativität völlig ausgelöscht hat.

Kinder sagen die Wahrheit, sagt man. Das stimmt. Sie sagen die Wahrheit über ein Elend, das weit über sie selbst hinausreicht. Die Eltern sind verzweifelt wegen der Markensucht ihrer Kinder, aber nicht, weil diese Markensucht eine Sucht ist, sondern weil die Marken so teuer sind. Aber selbst dies ist ein Selbstbetrug, denn ohne Zweifel würden die Eltern ihren Kindern zu liebe sogar zu den Mitteln der Beschaffungskriminalität greifen, wenn sie in ihren Kinder, so wie sie es gerne

behaupten, sich selbst erblicken können. Aber sie tun das gar nicht. Sie betrügen sie selbst, wie es alle Süchtigen tun, dulden in ihrer Sucht nicht die Einsicht in ihre Sucht und kennen keine Solidarität mehr mit ihren Nächsten, nicht einmal mit ihren Allernächsten. Sie haben die Erfahrung, dass ihre eigene Sucht so viel wichtiger ist und so viel billiger zu haben ist, als die ihrer Kinder. Nämlich ihr süchtiges Konsumieren, das kostet nichts, das scheint viel mehr etwas zu bringen. Ihr billiger Konformismus, der so billig ist, dass sie eben nicht begreifen, dass sich ihr Nachwuchs mit seiner teureren Markensucht genau darauf vorbereitet.

Eigentlich wollte ich über mein eigenes Suchtverhalten schreiben, es zu erklären oder zumindest selbst zu verstehen versuchen. Ich wollte bloß vorher das Bühnenbild hinstellen, vor dem meine Selbstdarstellung erst ihren Sinn ergibt, den Kontext in dem sie verständlich wird, aber dann hat sich gleich das Bühnenbild zu bewegen begonnen, hat sich zusammen geschoben. Die große Theatermaschine, die sich Welt nennt, ist so zusammen gerückt, dass ich gleich von der Bühne wieder gedrängt wurde, als ich nur versucht habe, sie zu betreten und meine Selbstvorstellung zu beginnen und das ist eben auch das Schicksal des Künstlers: Er will ich sagen und ist schon verschwunden in dem, was er sagt. Jetzt sitze ich gleichsam im Souffleurkasten und kann Ihnen, die Sie sich so viel gekonnter im Kulissengeschiebe bewegen, nur zuflüstern: „Ich bin süchtig.“ Aber ich bin der Souffleur und Sie müssen das wiederholen: „I C H B I N S Ü C H T I G.“ Lernen Sie Ihren Text. Sie sagen jedoch sonst so gerne, was man Ihnen vorschreibt, beschreiben sie mit den Worten so gerne, die man Ihnen vorsagt. Beginnen Sie doch einmal über Sucht nachzudenken, indem Sie von diesem Satz ausgehen. „Ich bin süchtig“. Wonach? Nach einer Scheinwelt, in der der Sachverhalt erträglich wird, dass keiner von uns und erst recht wir alle zusammen nicht eine glückliche Welt bauen können oder dürfen. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, dass Sie nichts tun, was Sie kaputt macht. Was Sie tun, macht Sie kaputt. Nur langsamer. Im Grunde wissen Sie es auch, denn Sie sind Teil eines Gemeinwesens, das genau diese Entscheidung getroffen und zum Gesetz gemacht hat. Nämlich nur jene Drogen zuzulassen, die langsam töten und jene Drogen zu verbieten, die schnell töten. Aber nicht einmal dies, dieser vernünftige Aufschub ist der Grund für Ihre Entscheidung, sondern letztlich die Aggression, die in Ihrem eigenen Elend schwelt. Sie, die Sie unausgesetzt funktionieren müssen, auf eine so elende Weise, dass Sie sich ununterbrochen betäuben, ihre Selbstreflexion runtertrimmen, Ihre Gefühle anästhesieren, Ihre Handlungsfähigkeit beschränken müssen, um eben dies zu ertragen, dass Sie funktionieren müssen. Sie können genau dies dann bei anderen am allerwenigsten ertragen - dass es Menschen gibt, die zu jenen Drogen greifen, mit denen sie eben nicht mehr funktionieren können.

Sie können dieses Drogenproblem nicht aus der Welt schaffen, ohne zugleich auch Ihr eigenes Suchtproblem aus der Welt zu schaffen. Davon bin ich überzeugt. Und da steckt schon der Auftrag drinnen, Welt schaffen. Sie funktionieren. Sie funktionieren so willenlos als wären Sie betäubt und ich sage Ihnen, Sie sind betäubt. Sie können nicht nein sagen, auch wenn Ihr Nein nicht mit Folter oder Tod bestraft wird, wenn Zivilcourage nicht Ihr Leben in Gefahr bringt. Wenn Sie jetzt schon nicht nein sagen können, es nicht wagen, wann werden Sie nein sagen? Wann werden Sie zum Beispiel Zivilcourage aufbringen? Wie kann ich mich auf Sie verlassen? In Ihrer Mitte glücklich werden? Mich sicher fühlen? Muss ich mich da nicht besser betäuben?

Glück, geglücktes Leben, das sagt sich so leicht. Aber wir müssen es immer wieder sagen vor den Kulissen, die wir aufgebaut haben und mit Blick auf den Fluchtpunkt,

von dem ich eingangs gesprochen habe. Ich selbst, ich selbst hatte zweimal Glück in meinem Leben - also Glück, das in diesem Zusammenhang erwähnenswert ist. Das erste Mal alleine durch meine Geburt. Da waren liebevolle Eltern, da war Friede nach zwei mörderischen Kriegen, da war bereits so etwas wie Wohlstand, auch wenn er, gemessen an dem, was heute als Wohlstand gilt, lächerlich erscheinen mag. Und es herrschte, das war neu, ein Konsens dahingehend, dass selbst einer wie ich, eine gute Ausbildung erhalten soll, dass einer wie ich studieren darf. Das war ursprünglich nicht vorgesehen, aber nun war es möglich. Ich hatte Glück, und es zeigt, man muss Glück immer in seiner sozialen Dimension begreifen. Eben deshalb gibt es keine Garantie, dass das Glück dann auch individuell funktioniert. Weshalb ich ein zweites Mal Glück haben musste. Plötzlich nämlich war es da, beim jungen Herrn Doktor mit seiner Zukunft. Ein Glühen, ein Brennen, ein Schmerz, das den Grund, auf dem ich mich befand, zu verzerren schien wie dürre Bretter – und es sind dürre Bretter. Und da hab ich mit allen harten Drogen experimentiert, derer ich damals habhaft werden konnte. Ich wollte Bewusstseinsweiterung, ich wollte ein antibürgerliches Leben. Rechtfertigung finden wir, wie Sie wissen, für alles. Bis ich eines Tages in einem Spital aufwachte. Ich war gerettet. Ich habe Glück gehabt. Aber Glück müssen wir, wie schon gesagt, in seiner sozialen Dimension begreifen und dieses zweite Glück ist nur mein Glück alleine gewesen. Die Welt aber, die soziale Realität, die das Glühen und Brennen, das schnelle oder langsame Verzehren produziert, war ja deshalb noch lange keine andere, wird eher noch länger keine andere werden.

Mittlerweile ist der allgemeine Wohlstand größer geworden, aber die Bildungschancen werden wieder schlechter. So schlecht, dass man als sensibles Gemüt zumindest zwei Liter Wein braucht, um überhaupt das Wort Chance in diesem Zusammenhang ertragen zu können. Durchgeschleust werden durch Ausbildungsfabriken, ohne die Chance, auf einen Gedanken zu kommen, eingeübt zu werden auf bloßes Funktionieren unter dem Titel Praxisbezug, Bezug auf eine Praxis, die zu verstehen schon nicht mehr Bestandteil der Ausbildung ist. Wie muss er erst sein, frage ich mich, wie muss es erst sein, das Glühen und Brennen der Menschen, die nicht mein Glück haben, sondern bloß ihres? Welche Drogen müssen sie nehmen, um Ihr Elend zu betäuben aber auch ihre Mitleidsbegabung. Wir wissen es, aber wir tun es, nämlich, es hinnehmen. Das Problem, all unserer gesellschaftlichen Techniken, das Leid zu betäuben, das unser gesellschaftliches Leben produziert, ist, dass als Kollateralschaden auch unsere Gabe, Mitleid empfinden zu können, beschädigt wird. Es wird durch Sentimentalität und Rührseligkeit ersetzt, denn irgendein Ventil brauchen wir ja immer. Menschen, die nicht unser Glück hatten – ich sag das jetzt einmal so hier an diesem Ort – unser Glück, werden wie Kriminelle behandelt oder wie etwas Unappetitliches gemieden, obwohl sie doch nur den selben Appetit auf das Leben haben wie wir alle, wie Sie, wie wir alle zusammen. Asylanten, Asylanten zum Beispiel, Menschen also, deren Sucht wirklich reines Suchen ist, und das verstehen Sie nicht, während Sie für Opfer in fernen Weltgegenden selbstverständlich spenden, von Fernsehbildern sentimental berührt, Fern-seh-bilder, die nahen rühren Sie nicht. Im eigenen Haus wollen Sie nur ihre eigenen Kitschbilder aufhängen, unter denen Sie dann sitzen und nicht verstehen, warum es so unbehaust ist.

Sie sind gefährdet, meine Damen und Herren. Gehören Sie zu denen, die die Gabe zum Mitleid erst in sich entdecken, wenn Sie den eigenen Krebsbefund in der Hand halten? Das Mitleid mit sich selbst, das dann erst recht alles betäubt, was Mitleid bedeutet, weil ja nur noch die Aggression der Verzweiflung gegen alle anderen ist, immer wieder formuliert in der Frage: Warum gerade ich? Die Antwort hat jeder sein ganzes Leben lang gegeben, mit dem Anspruch – gerade ich. Dann ist die letzte

Chance dahin, Glück als Soziales zu erleben, die Kulissen Ihres Lebens als bloße Kulissen zu sehen, der sie umzustößen um die Maschinerie dahinter sehen zu können und jede Form der Flucht als Umweg zu begreifen, auf dem wir ganz alleine, was wir nie können, zu dem Fluchtpunkt gelangen wollen, dem wir uns in Wahrheit nur gemeinsam nähern könnten, wie die Welt beschaffen sein soll. Stehen Sie auf und versuchen Sie, diesen Fluchtpunkt in den Blick zu bekommen, ein Gefühl für die Perspektive zu entwickeln und pflegen Sie Ihr Mitleid, wenn Sie schon ihr eigenes Leid nicht sehen. Begreifen Sie, dass die Sensibilität derer größer und schmerzhafter ist, die die stärkeren Drogen brauchen als Sie. Oder wollen Sie es wirklich zufrieden sein, auf der Lebensbühne einen schlechten Schauspieler abzugeben, der, was immer er gelernt hat, nur dies gelernt zu haben scheint.
Merk Dir drei Sätze und stolpere nicht über die Kulissen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.